

Ein Mann.

Von Camille Demonnier.

32.

In Germainens Verhältnis zu ihren Brüdern war wieder Friede eingezogen; fast schien es, als sei mit dem gerächten Schimpf auch ihre eigene Schuld hinweggespült worden. Und hatte man sie früher zufolge einer gemeinsamen Verabredung daheim gemieden, so waren nun ihre Brüder bemüht, sie die Härte der verfloffenen Tage vergessen zu lassen. Auch die Stimme des Vaters klang minder streng, wenn er mit ihr sprach. Der wadere Greis war hoch beglückt gewesen, als seine Söhne ihm bewiesen hatten, daß sie aus demselben zähen Holze geschnitten seien wie er. Verprügelt, zerschunden wie die Hayots waren, würden sie künftig wohl schweigen; sie hatten erfahren, was der Arm eines tapferen Burschen taugte. Als er an jenem Sonntagabende durch den heimkehrenden Grigol von der Schlacht erfahren hatte, verwandelte sich sein Kummer in Stolz. Seine Söhne kamen erst später heim. Da rief er ihnen in seiner Herzensfreude entgegen:

„Bravo, Jungen! Da habt ihr jeder zwanzig Frank! Ich bin zufrieden.“

Im Wachtlof hatte die Geschichte die Kunde gemacht, von Grigol um einige Details vermehrt, wobei er sich selbst nicht vergaß. Wenn man ihn so reden hörte, hatte er sich eine volle Stunde mit Crollé geschlagen und ihn fürchterlich zugerichtet. Zum Schlusse war dieser gestürzt und er hatte ihm als Sieger das Knie auf die Brust gesetzt.

Auch Germaine hatte das Gefühl, daß seit der Niederlage der Hayots ihre Schmach geringer geworden sei und sie wieder das Recht habe, ihr Haupt zu erheben. Ihre Verachtung gegen das bleiche Gedengesicht ward durch dessen lächerliche Niederlage nur erhöht.

Die Melancholie ihres Lebens begann einer stillen Heiterkeit zu weichen. Sie hoffte wieder. Ihre eine Zeitlang so arg erschütterte Existenz schien wieder neu gefestigt zu werden. Das Veredle über ihr Verhältnis würde sich allmählich legen. Der Sommer lächelte ihr wieder freundlicher zu, ihr war's wie ein langsames Erwachen nach schwerem Traume. Nachdem sie solange nur mechanisch ihren häuslichen Pflichten nachgegangen war, kam wieder das denkende, überlegende Wesen in ihr zur Besinnung. Und sie war fester denn je entschlossen, Cachaprés' etwaigen Annäherungsversuchen tapfer zu widerstehen.

An jenem Morgen also kam die Cougnole in den Hof. Auf ihren Stab gestützt, humpelte sie mühsam heran, einen Fuß nachziehend. Unter ihrem kurzen Baumwollkleid lugten ihre schwarzen, saltigen Strümpfe hervor, die an ihren mageren Beinen schlotterten, am Arme hing ihr unvermeidlicher, mit Tuch eingefütterter Bettelkorb.

Als Germaine sie kommen sah, stieg in ihr ein leises Gefühl der Beschämung auf. Die Alte stellte sich mit rätselhaften, zweideutigen Blicken vor sie hin, Segensprüche murmelnd und ihr allerlei bedeutungsvolle Zeichen machend. Eine Fülle sündiger Erinnerungen an vergangene Torkheiten war mit dieser Kupplerin in den Wachtlof hereingedrungen. Wer weiß? Vielleicht hatte er sie mit einem Aufstrich gesalbt? Desto schlimmer für ihn! Sie würde sie gar nicht anhören; aber nachdem sie anfangs fest entschlossen gewesen, übermannte sie zum Schlusse doch die Neugier.

Sie sah sich hastig um, dann zog sie die Alte mit sich fort in den Obstgarten. Lechzend hinkte ihr die Cougnole nach und ließ ihren Stod über das Pflaster klappern.

Hinter der Hecke angelangt, fragte Germaine:

„Na, was gibt's Neues?“

Die Alte schöpfte, die Hände auf den Stab gestützt, hörbar Atem, wobei sie ihrer Kehle heisere Massellauten entlocken wußte, die wie das Sämarren eines alten, rostigen Uhrwerks klangen. Dann begann sie:

„Liebes Kind! Teures, verehrtes Mädchen! Seitdem Du zum letzten Male bei mir warst, konnt' ich mich kaum mehr rühren. Bei Gott! Ich weiß wahrhaftig nicht, wieso

mir's gelang, mich bis hierher zu schleppen. — Ich hab' einen Krampf in den Beinen. Ich hab' geglaubt, daß ich zusammenstürze. — Weiß Gott, ich wollt' nichts Böses sagen, deshalb bin ich wirklich nicht gekommen, nein — aber es ist schon so lange her, seitdem sich das teure Engelskind nach der armen Cougnole umgesehen hat. Ich sagte mir zwar: sie hat doch Wichtigeres zu tun, als das Gemüthe einer alten Frau anzuhören, aber doch war's mir hart. — Vielleicht hat sie dich vergessen, dachte ich mir. Und doch hab' ich ihr manchesmal kleine Gefälligkeiten bei gewissen Gelegenheiten erwiesen. — Ach ja! in der guten, alten Zeit, da kam man zu der alten Frau und erwies ihr ein paar Güttaten, denn man wußte ganz gut, daß man bei ihr so wohl geborgen war, wie beim lieben Gott, daß niemand durchs Schlüsselloch in die Hütte gucken würde. Ach ja! es war wirklich weit und breit kein Mensch! Anfangs dachte ich mir, sie schmolten nur, sie werden schon wiederkommen. Ein so schönes Pärchen! So prächtige Geschöpfe! Sind die nicht eigens vom lieben Gott geschaffen, wie die Turteltäubchen miteinander zu schnäbeln? — Ich liebte euch wie meine eigenen Kinder. — Nebstbei bemerkt, war damals mein Leben auch minder sauer als jetzt. — Kindchen, Du mußt nämlich wissen, daß der arme Kerl oft gekommen ist. So gut, so brav, so anhänglich ist er mir! Und jedesmal brachte er mir eine kleine Gabe, und wenn er mich sein „liebes Mütterchen“ nannte, dann ging mir das Herz über. „Für Deine alten Tage könntest Du auch etwas Besseres brauchen,“ sagte er. „Deine Stiefel sind löcherig wie die Hütte, der Regen dringt in sie ein. Gewiß wird sie ein paar alte Kleider haben. Geh' doch zu ihr!“ Ach ja, dachte ich mir, sie wird gewiß etwas haben. Wenn sie zwei Hemdchen, ein Kleid, einen alten Unterrock entbehren könnte, so hätte ich für den Winter ausgesorgt, namentlich wenn sie ein bißchen zu essen und Schnaps hinzusetzte. Sie wird doch nicht ihren armen, alten Schilling unkommen lassen. Dergleichen können nur böse Menschen glauben. Aber ich, ich kenn' sie genau. Ein goldenes Herz! — Jeden Abend bete ich für Dich, so wahr ein Gott im Himmel ist. Du wirst ins Paradies kommen und an seiner rechten Seite sitzen.“

Einen Augenblick hielt sie pustend inne und fuhr dann fort:

„Ich bin aber auch noch wegen einer anderen Sache gekommen, mein liebes Kind! Der arme, liebe Bursch! Er ist nicht, schläft nicht, lebt nicht mehr, er ist gar kein Mensch mehr, nicht einmal der Schatten eines Menschen! „Ach,“ hat er gesagt, „geh' zu ihr! Sag' ihr, sie soll Dir sagen, was sie gegen mich hat. Wenn sie sagt, daß alles zu Ende ist, bring' ich mich im Wald um. Es wird's niemand erfahren, und ich räume mich ihr aus dem Weg. Ihr wird's niemand erzählen. Ich kann mit meinem Leben machen, was mir beliebt. Ich hab' den Teufel auf den Fersen: ob ich heut' oder morgen freipier', bleibt sich gleich.“ Und wie er dabei weinte! — Nur Geduld! sagte ich. Ich kann mir nicht denken, daß sie Deinen Tod will. Vielleicht ist das arme Täubchen krank, ich werde nach ihr sehen! — „Nein,“ sagte er, „sie ist bestimmt nicht krank. Ich will mich umbringen. Sie hat mich nie geliebt, das ist ihre Krankheit.“

Sie unterbrach ihre Rede mit tiefen Seufzern, wischte sich mit der Hand über die Augen und hörte nicht auf, ihn zu bemitleiden. Das liebe Mädchen würde ihn kaum wiedererkennen, so sehr sei er verändert; er habe kaum mehr als die Haut über den Knochen; sein Anblick sei herzzerreißend.

Germaine hörte ihr schweigend zu; diese frisch aufgewühlten Erinnerungen waren ihr zwar nicht annehmlich, entzückten sie aber insgeheim doch. Die Standhaftigkeit seiner Liebe rührte und beängstigte sie wie ein bealückendes, süßes Geheimnis. Er liebte sie also wirklich so heiß? — Ihre weibliche Eitelkeit unterlag der Macht solcher innigen Zuneigung; doch in scheinbarer Gleichgültigkeit zuckte sie bloß die Achseln. Endlich kam sie zu einem Entschluß.

„Alles ist Unsinn,“ sagte sie, „es ist gar nicht wahr, daß ich ihn nicht mehr liebe. Aber einen Menschen, der einmal auf dem Galgen enden wird, kann ich zum Mann nicht brauchen. Ich bin ohnedies schon unglücklich genug, und nur durch seine Schuld.“

Nun erzählte sie ihr, in Tränen ausbrechend, wie sie sich

mit Vater und Brüdern entzweit hatte. Die Couanole hörte sie ruhig an, zum Zeichen ihres Mitgeföhles bedächtigt mit dem Kopfe wackelnd; schließlich schlug sie die Hände zusammen.

„Ja, wenn's bei Dir so aussieht, dann hast Du ganz recht, daß Du diesen Lagenichts nicht mehr sehen willst. So ein undantbarer Mensch verdient nicht, Dein Schatz zu sein! Hat man dergleichen je gehört, daß so ein Strauchdieb solch ein feines, niedliches Fräulein ein ganzes Leben lang für sich allein begehrt? Ist's nicht genug, wenn man ein bißchen — so ein ganz klein bißchen nur — geschert und geschäkert hat? Ach! das wäre wirklich das Allerneueste, wenn man alle Männer heiraten müßt', denen man ein wenig schön getan hat. Ach Gott, Kindchen, was Du mir da alles erzählst! Er soll mir nur kommen, der Lump, ich werd' ihm schon den Kopf zurechtsetzen! Es läßt sich wohl nicht leugnen, daß er mir sehr zugetan war! Aber mein liebes Täubchen ist auch gütig zu mir. Wenn sie zu ihren Gaben noch ein Silberstück hinzutäte, so wöcht' ich ein besonderes Gebet für sie sprechen!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Hydra der Schundliteratur.

Die Schundliteratur ist der Hydra nicht unähnlich. Einen Kopf nach dem andern schlägt Hercules dem Untier herunter, aber immer neue Köpfe wachsen nach. So geht's auch bei dem Kampfe gegen die Schundliteratur. Ist es den angestrengtesten Bemühungen von Volks- und Jugendfreunden gelungen, einer Serie den Garaus zu machen, ihr das Brandmal des Schundes aufzudrücken, so verschwindet sie nach und nach aus den Schaufenstern und den Händen der Leser; aber an ihre Stelle tritt flugs eine neue, die in ihrer Verderblichkeit noch nicht erkannt ist und nicht selten eine Maske trägt, die einwandfreie Literatur vortäuscht. Der Kampf gegen die Schundliteratur scheint eine Danaidenarbeit zu sein.

Und doch dürfen wir in diesem Kampfe nicht lahm werden. Mit allen Kräften müssen wir unsere proletarische Jugend rein und frisch erhalten, damit sie dereinst unseren großen Kampf zum glücklichen Ende führen kann. Unser Kampf gegen den Schund gilt einem Gegner, der hartnäckig auf seinen Vorteil bedacht ist, der keinen Deut danach fragt, ob seine Tätigkeit Werte vernichtet, die nicht wieder einzuholen sind. Raum ein anderes Unternehmen bringt heute so großen Gewinn als das Herstellen und Verbreiten schlechter Bücher. Diese Bücher kommen ohne Zweifel einem Bedürfnis, vor allem in der Jugend, entgegen. In der Jugend lebt die Latenzlust, der Drang etwas zu erleben. Heute kann die Jugend diese Triebe nicht betätigen; die Zusammenpferchung in engen Vorstadtvierteln, das Aufwachsen in öden Mietkasernen, das allzufrühe Einspannen in den wirtschaftlichen Erwerb verhindern das. Um so mehr verlangt es sie, von Laten anderer zu hören. Statt dieses Bedürfnis in gesunde Bahnen zu lenken, vergiftet die Schundliteratur es. Aus dem Verlangen nach spannender Handlung, nach abwechslungsreichen Erzählungen macht sie die Bier nach Büchern voll von Abenteuern; je mehr sie sich jagen, je unwahrscheinlicher sie sind, um so besser. Aus der Freude an echten Heldentaten wird die Freude an blutigen Laten, an den Laten von Mördern, Räubern, Spionen und Detektiven. Genährt wird bei der Lektüre nicht die leichtbeschwingte Phantasie, die die Wirklichkeit in verklärendem Lichte schauen läßt; im Gegenteil, sie wird aufgepeitscht, daß sie sich in Greueln und Schreckensszenen heranschaut und jeden Sinn für die Wirklichkeit des Lebens raubt. Verloren geht endlich die Empfänglichkeit für wirklich gute geistige Kost, sei sie nun dichterischer oder wissenschaftlicher Art. Das alles kann nicht gut sein für unsere Jugend. Wir stehen darum seit Jahren im Kampfe gegen den Schund, und wir haben auch Erfolge erzielt. Jene berüchtigten Serien à la Ric Carter, Texas Jack, Wanda von Brannburg sind ins Hintertreffen geraten; sie fristen ihr kümmerliches Dasein nur noch in Trödelrädern und dunklen Winkeln, und unsere proletarische Jugend weiß, was für ein Unrat in seinen blutrünstigen Heften enthalten ist. Sie hat nur ein Lächeln der Verachtung für jene Machwerke übrig.

Aber — die Schundverleger haben sich angefaßt der drohenden Gefahr zu helfen gewußt. Zuerst versuchte man, die alten Serien unter neuem Namen einzuschmuggeln; man lebte einfach einen neuen Titelsreifen über das Heft, und siehe da: aus dem verpönten „Texas Jack“ wurde der arglose „Große Rumbkäufer“. Dann aber ging man resolut an die Schaffung neuer Sammlungen, die möglichst unverfänglich ausfallen und sogar mit der kühnen Behauptung in alle Welt geschickt wurden, dem Kampfe gegen den Schund dienen zu wollen. Und heute besteht die Gefahr, daß die Sammlungen guter, spannender Bücher, die als eine Frucht jenes Kampfes entstanden sind, zurückgedrängt und weniger gelesen werden.

Da heißt's auf's neue rüsten und streiten!

Eine Firma vor allem macht sich auf dem Gebiete des „neuen“ Schundes bemerkbar. Das ist das „Verlagshaus für Volksliteratur und Kunst G. m. b. H., Berlin SW 61.“ Dieser Verlag gibt seit Jahren Kolportageromane der gewöhnlichsten Art heraus; auch die Serien Texas Jack, Sitting Bull u. a. sind bei ihm erschienen. Heute überschwennt er die Welt

mit den Sammlungen: Unter deutscher Flagge, Unter Fahnen und Standarten, Von deutscher Treue und Um den Erdball. Was allen diesen Serien ihre charakteristische Note gibt und was ihnen hohe Gönner und sogar die Empfehlung durch Behörden eingebracht hat, ist das Betonen ihres „patriotischen“ Inhalts. Ein schlauer Geschäftstrik! Natürlich ist es nicht jener echte Patriotismus, der alle Volksgenossen als gleichwertig aufsaßt und über der Liebe zum eigenen Volke nicht die Achtung vor anderen Völkern und die Wertschätzung fremder Laten vergißt, sondern jener Pseudopatriotismus, der in der herrschenden Klasse allein die „Nation“ fiebt, im fremden Volke den verhassten Erbfeind und sich mit Vorliebe in Säbelrazien und chauvinistischen Hysterien ergeht.

Vor allem finden wir diesen Geist in der Sammlung „Unter deutscher Flagge“. Sie hat schon eine Heftzahl von 160 erreicht. Ihre Leser (und das sind Hunderttausende deutscher Jungen, nicht zuletzt auch Arbeiterkinder!) werden übersättigt mit Kriegsbildern, Regimentsstaten, Reiterangriffen, kurz allen möglichen kriegerischen Szenen, besonders aus dem Kriege 1870/71. Geiwig wollen wir unseren Kindern nicht Kriegsbildungen vorenthalten, vor allem nicht, wenn sie den Krieg in seiner nackten Wahrheit zeigen. Wenn sie aber immer und immer wieder nur vom Kriege hören, so erzeugt das in den jugendlichen Gemütern die Vorstellung, als ob das Kriegsführen die edelste und vornehmste Aufgabe der Menschen bisher gewesen ist und in Zukunft sein wird, so webt das in ihnen die Lust am Blutvergießen und das Verkommen wahren Heldentums, das sich im Alter weit häufiger zeigt als im Kriegsgemezel. Aber noch mehr: Die meisten Erzählungen der Sammlung atmen, wie schon gesagt, den Geist wildesten Völkerrasses. Während die Deutschen als Helden verherrlicht werden, werden die Franzosen in den Kot gezogen. Sie sind stets die großprahlischen Frevler, voll Hinterlist und Tücke, denen man ihren Uebermut gründlich heimzahlen muß. Roh und brutal wie der Inhalt ist die Sprache der Hefte. Jede Feinheit fehlt. Es kommt eben allein auf die Wirkung kriegerischen Geistes an; das Wie ist Nebensache. Bezeichnend ist, daß die Hefte gerade von solchen Kreisen verschlungen werden, die dem Jungdeutschlandbund nahe stehen.

In die gleiche Kerbe haut die zweite Sammlung „Unter Fahnen und Standarten“. Sie schlächtet (in bisher etwa 60 Heften) die Ereignisse vor 100 Jahren nach allen Regeln der Kunst aus. Die vielen Jubelfeiern, mit denen in diesem Jahre vor allem auch unsere Jugend gesegnet ist, verschaffen ihr eine große Verbreitung. Die Verfasser betonen ihre historische Objektivität; keine elendere Unwahrheit als diese Behauptung. Einzig die kriegerischen Ereignisse werden verharmlost; alles andere scheint die Verfasser nicht zu interessieren. Ueber die Franzosen wird die volle Schale des Hasses und Hohnes ausgegossen, an Napoleon kein gutes Haar gelassen. Die wirklich großen Männer jener Zeit, die Stein, Scharnhorst, Gneisenau usw. werden vollkommen verzerrt dargestellt; sie sind kriegerische Höflinge, Handlanger der Hohenzollernfürsten von damals. Die literarische Gestaltung der Erzählungen ist ebenso minderwertig wie bei den übrigen Sammlungen.

Von der dritten Sammlung „Von deutscher Treue, deutsche Heldentaten in aller Welt, zu Wasser und zu Lande“ sind an 100 Nummern erschienen. Was für „Heldentaten“ gemeint sind, ist ja klar. Hier finden wir das Prinzip der Schundliteratur alten Stiles in neuer Aufmachung. Alle Erzählungen haben denselben Helden. Ein junger Deutscher, Ernst Wadermann ist es, der in fast allen Heften seine kühnen Laten verrichtet. Dabei rühren die Erzählungen nicht von einem Verfasser her, sondern eine ganze Reihe haben sich in brüderlicher Eintracht zusammengefunden und heden immer neue Abenteuer und „Heldentaten“ Ernst Wadermanns aus. Man kann sich denken, wie da die einzelnen Hefte in Stil und Charakter von einander abweichen, wie sie in Widersprüchen zu einander sich ergehen, was sie eint, ist, daß in allen Unmöglichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten sich jagen. Trotzdem betont der Verlag, daß alle diese Geschichten auf Wahrheit beruhen. Der kindlichen Leichtgläubigkeit wird eben das Menschenmöglichste zugetraut. Auch in diesen Heften findet sich der Geist des Chauvinismus und der Haß alles Fremden.

Von gleicher Beschaffenheit ist endlich die letzte Sammlung „Um den Erdball.“

Die Tätigkeit des Verlagshauses mit dem stolzen Namen ist als eine verderbliche und gemeingefährliche anzusehen; seine Produkte haben mit wirklicher Literatur und echter Kunst nichts, aber rein gar nichts zu tun. Sie unterscheiden sich wenig von der echten Schundliteratur und verdienen wie sie den schärfsten Kampf.

Außer diesen Sammlungen gibt es noch eine Reihe anderer aus anderen Verlagen, die jetzt massenhaft auftauchen und gelesen werden.

Das Interesse für die Fremdenlegion, das heute überall herrscht und durch Ereignisse der letzten Zeit noch genährt worden ist, hat einen geschäftslundigen Unternehmer veranlaßt, eine Sammlung „Heinz Brandt, der Fremdenlegionär“ herauszugeben. Auch hier erlebt ein junger Deutscher die unmöglichsten Dinge. Jeder Gefahr entgeht er. Eine Schreckenszene jagt die andere. Statt Abscheu vor den Zuständen in der Legion zu erregen, kann sie eher die Lust erwecken, auch solche wilden Abenteuer mitzuerleben.

Zwei andere Serien benutzen als Rodmittel die uns allen wohlbekannten Namen Robinson und Roderstrumpf. Der neue

Robinson* (Verlag moderner Lektüre, Berlin) erlebt auf der Insel, wohin er verschlagen ist, die unglaublichsten Abenteuer. Ihr Ende ist noch nicht abzusehen; das Ende der Sammlung wird nämlich nicht angezeigt. Voll Spannung greift der Leser von einem Heft zum nächsten: das Prinzip des Kolportageromans auf die Jugendschrift übertragen.

Von der gleichen Art ist „Der neue Lederstrumpf“. (Dresdener Romanverlag.) Hier tauchen die berüchtigten Indianer-Schmücker wieder auf, die vor zwanzig Jahren und mehr Mode waren, mit ihrer unwahren Schilderung des Indianerlebens. Wir finden hier alle Requisiten jener Büchlein wieder: von der Anrufung des „großen Geistes Manitou“ bis zur wilden Versammlung der den Tomahawk schwingenden Rothhäute um den Marterpfahl.

In der Sammlung „Durch Länder und Meere“ (A. Eichler, Verlagshaus, Dresden) ist wiederum ein Deutscher Clemens Rubby (der Name klingt allerdings sehr englisch) der Held, „ein Recke, wie sie gottlos unser Volk noch zu Tausenden aufweist“, wie es im Prospekt so schön heißt. In dem einen Heft siegt er mit Leichtigkeit einen schwarzen Ringer, den noch kein Weißer bestehen konnte; in einem anderen befreit er einen englischen Lord aus den Händen von Räubern, in einem dritten eine ganze Regimentskolonne aus der Gewalt arabischer Sklavenhändler. Und jedes neue Heft bringt neue Taten. Wer weiß, wie lange noch?

Eine Reihe anderer Sammlungen reißt sich den genannten würdig an. Sie schießen empor wie Pilze nach einem Regen. Ihnen allen muß der Kampf gelten, stets und überall. Hirn und Herz der proletarischen Jugend darf durch das Gift, das jene Produkte des kapitalistischen Sumpfes verbreiten, nicht verseucht werden. Dafür heißt es zu kämpfen. Für unsere Jugend ist all das Schöne und Edle da, das echte Dichter in reicher Fülle geschaffen haben.

hm.

In Sommerarbeit auf dem Rittergut.

12]

Von Heinrich Heide.

(Schluß.)

Mittag! Endlich! Ich gehe nicht nach der Kaserne, sondern esse im Wirtschaftshaus. Das Essen ist gut und reichlich und kostet 70 Pfennig; dazu ein Glas Bier, das ich weniger wegen des Durstes, als wegen des Wirtes trinke: Summa 80 Pf. Und 2,20 Mark verdiene ich pro Tag!

Nach der Vesper zogen wir hinaus, alle, die die Kaserne verherbergte. Die Luft war rein und regenfeucht. Ein warmer Dunst stieg von der Erde auf, und die Sonne gab sich Mühe, meinen noch nassen Rock vollständig zu trocknen.

Ich war wieder oben auf und guter Dinge. Was doch nur so ein bißchen Sonnenschein macht! Auf dem Gerstenfelde bestand unsere Arbeit darin, die Reihen entlang zu gehen, die umgefallenen Garben wieder aufzustellen und die durch den Regen zusammengefunkenen umgedrückten Mandeln aufzulockern, damit die Luft besser hindurch könne.

Je zwei Mann gehen zusammen an einer Reihe entlang. Mit mir geht Fedor, der Moskauer. Ob ich auch beim Militär gewesen sei, fragt er mich nach einer Weile.

Nein.

Er sei fünf Jahr dabei gewesen. Bei der Kavallerie. Und den Krieg gegen die Japaner habe er von Anfang an mitgemacht von Port Arthur an. Stolz zeigt er mir die Narben an der linken Hand und auf der Stirne über dem linken Auge. Es müssen beträchtliche Wunden gewesen sein, den Narben nach. Und während wir die Reihen abschreiten, hier eine Garbe aufrichten, dort die Mandel auflockern, erzählt er mir von den Greueln des Krieges und den Strapazen, die sie damals durchzumachen hatten. Im freien Felde, bei Regen, Kälte und Schnee mußten sie kampieren. Und mit Genugtuung erzählt er, daß sie täglich 2 Pfund Fleisch bekommen haben.

Neben uns, an der nächsten Reihe, gehen zwei Frauen. Es sind Einheimische, deren Männer auf dem Gute als Knechte arbeiten. Sie unterhalten sich von ihrem Haushalt. Für eine Mark mache ich zwei Mittagsmahlzeiten, spricht die eine zur anderen, und sie legt genau auseinander, wie sie dieses Kunststück fertig bringt.

Dann kommen sie auf ihre Schweine zu sprechen. Wie sie sich herausgemacht haben, wie sie fressen und was sie für diese zu bekommen hoffen, wenn die Tiere gesund bleiben. Dann werden die schlechten Erfahrungen, die sie in früheren Jahren mit den Tieren gemacht haben, eingehend besprochen. Das Mißlingen ihrer Wünsche bedeutet für sie, daß sie das ganze Jahr hindurch kein Fleisch auf den Tisch bekommen.

Die andere Frau klagt über den schlechten Zustand ihrer Wohnung. Vom Alten sei ihnen im Frühjahr, ehe sie hierher zogen, versprochen worden, die Wohnung solle instand gesetzt werden. Aber bis jetzt ist noch nichts daran gemacht worden. Nicht einmal der Ofen sei in Ordnung. Sie müsse die Speisen auf

Spiritus bereiten und die Kartoffeln für das Schwein bei der Nachbarin locken.

Unwillkürlich muß ich an die Versprechungen des Administrators denken, die er mir gemacht hatte, und an die Worte des Instannes am Sonntag: Verne Du erst mal den Alten richtig kennen!

Nun sind wir schon dreimal das Feld entlang auf und ab gegangen. Noch einmal und wir sind fertig. Dann winkt uns der Feierabend. Die Sonne neigt sich schon am Himmel und der Wind geht kühler über die Stoppeln.

„Na, wie gefällt Ihnen die Landarbeit. Wo ist's denn besser, hier oder in der Fabrik?“ so fragt mich am Abend, als wir heimgingen, der Vorschmitter.

Wart, dir will ich reinen Wein einschenken, dachte ich und antwortete: „Die Arbeit auf dem Lande gefällt mir besser als die in der Fabrik und auch das Leben mehr als in der Stadt. Und wenn ich den Lohn hier bekomme, zöge ich sofort hierher. Natürlich müßte die Arbeitszeit auch nicht länger sein als in der Fabrik. Unter Verhältnissen aber, wie sie jetzt sind, will ich froh sein, wenn ich wieder zurückkann, obwohl mir die Arbeit ganz gut gefällt.“

„Das glaub' ich,“ meinte er lachend, aber das gibts eben nicht in der Landwirtschaft. Das heißt es arbeiten von früh bis spät.“

„Mag sein, aber glauben Sie etwa, daß da mehr geleistet wird? Als ich den ersten Morgen mit ausrückte, fiel mir der langsame Gang der Leute sofort auf. Wenn wir in der Fabrik so langsam gehen wollten, würden wir bald unsere Papiere haben und die Tiere von außen zumachen müssen. In jenem Morgen habe ich mich darüber gewundert. Aber am anderen Morgen habe ich begriffen. Von früh um 5 bis abends 7 Uhr ist zu lang. Das hält niemand aus, wenn er da noch rasch arbeiten wollte.“

„Ja, das gebe ich zu. Aber in der Landwirtschaft ist es eben noch so. Das läßt sich nicht ändern.“

Weiter auf diese Frage einzugehen, vermied ich, denn ich wollte nicht Verdacht erregen.

Doch der Vorschmitter ging an zu fragen, was ich in der Fabrik verdiene, wie lang die Arbeitszeit sei und so weiter. Und im Laufe des Gesprächs meinte er, die Arbeiter in den Städten seien oft recht unverschämt mit ihren Forderungen und streikten gleich wegen jeder Kleinigkeit.

Ich zögerte einen Augenblick; dann aber erzählte ich ihm, wie ungefähr ein Streik entsieht, und daß die Arbeiter nicht so mir nichts dir nichts einfach aufhören können zu arbeiten, wanns ihnen paßt, und daß vorher die betreffenden Instanzen, die Zentralvorstände, darüber zu entscheiden haben. Und so weit es geht, suche man auch ohne Streik auszukommen.

„Sooo! Ich habe immer geglaubt, daß die Arbeiter einfach nicht kommen, wenn ihnen was nicht in 'n Kram paßt.“

Nachträglich kam ich erst dahinter, daß der Mann die „Deutsche Tageszeitung“ las. Denn seine Mutter wickelte uns die Wurst, die wir bei ihr kauften, in diese ein.

Da ich einmal mit ihm im Gespräch war, benutzte ich die Gelegenheit, zu fragen, ob ich, wenn ich wieder gehen wolle, ihm eine bestimmte Zeit vorher Bescheid sagen müsse.

„Nein, wenn Sie mir's den Tag vorher sagen, genügt. Wie lange wollen Sie eigentlich mitmachen.“

„Ich hätte die Absicht, im ganzen vier Wochen zu bleiben,“ sagte ich.

„Na, dann ist's gut.“

Im Grunde genommen, war dieser Vorschmitter kein übler Mensch. Er war nicht grob, wie die anderen „Vorgesetzten“, und nach vorteilhaft ab von diesen durch sein Betragen gegenüber den Mädchen.

In der Kaserne wars dann wie jeden Abend. Nach dem Essen wurden Kartoffeln geschält, wurde geplaudert, geraucht, in der Küche wuschen einige Frauen Wäsche, und nach und nach wurde es still. Wir suchten unsere Lager auf. Draußen zirpten die Grillen und rauschten leise die Linden. Durch das zerscherbte Fenster an meinem Lager strich die Luft herein, würzig und kühl, und der Mond warf sein Licht herein auf unsere schmutzigen Strohsäcke.

Angestrebt liege ich auf dem Strohsack und lasse die müden Glieder ruhen. Bald hat der Letzte sein Gebet geflüstert und seine regelmäßigen Atemzüge sagen mir, daß auch er schläft. Nun werden bald die Quälgeister der Nacht kommen — — —

Schon fängt es an zu krabbeln und zu beißen. Wenns doch bald wieder Tag wäre!

Heim zu.

So vergingen die Tage in nicht endenwollender Arbeit. Müde kamen wir am Abend heim und müde erhoben wir uns am Morgen zu neuer Arbeit. Und wieder war ein heißer Tag vergangen. Den ganzen Tag hatten wir eingefahren und ich hatte wieder zugelangt. Am Abend fand ich einen Brief von zu Hause vor. Nach dem Essen besorgte ich mir Papier, nahm das Brett, das das Loch im Fenster verdecken sollte, auf die Knie und begann den Brief zu beantworten.

Wenige Augenblicke später standen alle, die oben waren, um mich herum und sahen mir bewundernd zu, wie ich rasch Zeile um Zeile hinwarf. Sie stießen sich an: Du, der kanns aber! Und als auch die vierte Seite voll war und der Brief fix und fertig,

lachte mir Jakob ins Gesicht: Das hat schnell gegangen! Psia krew!

Ich trug den Brief nach dem Kasten und schlenderte dann weiter hinaus durch die Felder, nicht ahnend, daß es der letzte Abend sei, den ich hier zubringe. Von der Kaserne her trug der Abendwind den Klang der Dangelhämmer herüber, mit denen die Schnitter ihre Sensen für morgen zurechtmachten, und dort hinten, am Rande des Horizonts wogte ein Meer von Aehren — morgen werden die Sensen sie fällen.

Ein Krabbeln unter dem Gürtel veranlaßte mich, schnell dort hin zu greifen. Ich vermutete einen Floh. Als ich aber meinen Fang besah, war's eine — Laus. Ein Prachtexemplar von einer Laus! Groß und fett. Mich ekelte es gewaltig. Dann aber fiel mir ein: die ist jedenfalls nicht allein. Es sollte mich wundern, wenns wirklich so wäre!

Und so zog ich mein Hemd aus und suchte nach weiteren unbetenen Gajten. „Suchet, so werdet ihr finden,“ steht geschrieben, und wirklich: ich fand! Erst die zweite, dann noch eine, noch eine, und wieder eine und: Summa summarum acht Stück.

Dann zog ich mich wieder an und ging nach der Kaserne. Der erste Weg war zum Vorschütter. Ein anderes Nachtlager wollte ich haben. Doch der war fortgegangen: Bummeln, sagte seine Mutter. Na, da kommt er auch nicht bald wieder, dachte ich.

Aber ich war entschlossen, nicht wieder hinaufzugehen. Unten brückte ich mich solange im Hof herum, bis die letzten Frauen aus der Küche fort waren. Dann legte ich mich auf den Tisch. Aber auch hier überliefen mich die Flöhe, und ich lag die ganze Zeit bis zum Morgen wach und mußte ständig kratzen, immer mit dem Gedanken, vielleicht ist's gar noch 'ne Laus, was dich jetzt beißt, und gar kein Floh.

Da ich nicht schlafen konnte, hatte ich Muße, darüber nachzudenken, was ich bis jetzt mit meiner Arbeit profitiert hatte: von morgens 5 Uhr bis abends um 7 Uhr arbeiten, bei jedem Wetter für einen Lohn von 2,20 M.; dann ein Nachtlager, das von Schmutz starrte und stank, und auf dem man vor Ungezieferei nicht schlafen konnte. Und zum Schluß: Läuse.

Von den 2,20 M. mußte ich leben und brauchte fürs Mittagessen 70 Pf.; für Brot und Schmalz 2,50 M., für Würst zum Frühstück und Veisjer 30 Pf. täglich; Abendbrot 40 Pf. und täglich 1 Liter Magermilch 7 Pf., das macht zusammen pro Woche 12,79 Mark. Als Lohn bekam ich 13,20 M., wovon noch das Krankengeld und die Beiträge für die Invalidenversicherung abgezogen wurden.

Der einzige faktische Gewinn waren also ohne Scherz die Läuse, die ich bekommen hatte!

Ich wollt', ich wär mal 24 Stunden lang der Herrgott, knirschte ich. Dieser Junkerfippe wollte ich da mal zeigen, wie sich in den Kasernen hübsch leben läßt, zufrieden und glücklich. Und wehe ihnen, wenn sie etwa unzufrieden werden wollten, oder gar gewissenlosen Hechern Gehör schenkten!

Kaum hatte die Turmuhr Bier geschlagen, wurde es wieder lebendig in der Kaserne. Die Frauen kamen nacheinander in die Küche, und ich mußte Platz machen. Kurz vor Fünf traf ich den Vorschütter auf dem Hofe. Ich trug ihm meinen Wunsch nach einer anderen Schlafstelle vor und sagte ihm auch, warum.

„Aee, das geht nich. Wenns Ihnen oben nich gefällt, können Sie ja gehen. Oder soll Ihnen der Herr vielleicht ein Federbett stellen?“

„Na, zubiell verlangt wärs auch nicht,“ gab ich ihm zurück und verlangte meinen Lohn.

„Sollen Sie haben. Holen Sie aber erst das Werkzeug, das Sie bekommen haben. Ich holte es. Unterm Bettgestell lag der Spaten, eine Forke und Harke. Dann bekam ich mein Geld und zu meinem Erstaunen reichete er mir sogar noch die Hand und wünschte mir glückliche Reise!

Ich ging nochmal hinein, sagte den Leuten drinnen Ade und gab ihnen die Hand. Ich wollte weiter wandern, sagte ich auf ihre Fragen. Den wahren Grund wollte ich nicht nennen, um die Leute nicht zu kränken. Denn sie konnten wirklich nichts dafür. Und dann, wer weiß, wie es mir bekommen wäre. Denn es läßt sich niemand gern sagen, daß er Läuse habe, selbst wenns an dem ist. Und so gutmütig die Polen sind, so jähzornig sind sie auch.

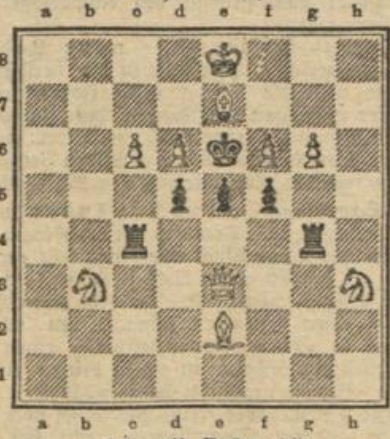
Also schied ich in Frieden. Und so mancher schaute mich mit sehnsüchtigem Blick an, als ich ihm die Hand gab. Auch sie sehnen sich aus ihrem Elend heraus. Aber wo ist für sie der Ausweg?

Als sie ausdrückten, ging ich ein Stück des Weges mit, bis sie von der Straße abbogen. Ich schritt der aufgehenden Sonne froh und leichten Herzens entgegen. Der einzige trübe Gedanke, der mich störte, waren die Läuse in meinen Kleidern.

Unterwegs wandte ich mich noch einmal um nach meinen ehemaligen Kollegen. Mit ihrem schweren schleppenden Gang zogen sie über die Felder dahin, die sie pflügen, besäen und ernten, und von denen sie ebenso arm weggehen, wenn ihr Kontrakt abgelaufen ist, wie sie gekommen sind, um im nächsten Jahre irgendwo anders genau dasselbe arbeits- und entbehrungsreiche Hundeleben zu führen, damit die vielgepriesene stolze Kultur bleiben kann, wie sie ist.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.
Symmetrisch.



2+ (1. Dc3-e4)

Die vierte Teillieferung des neuen Bilguers ist erschienen und enthält im wesentlichen die „Italienische Partie“. (Des Evans-Gambit ist nur begonnen.) Während wir das dritte Heft (besonders die Bearbeitung von „Russisch“) fast uneingeschränkt loben konnten, ist das jetzige bedeutend blasser, indem der ungenannte Mitarbeiter sich fast nur auf Abschreiben (nicht ohne bemerkbare Lücke) verlegte und eine kritische Läuterung des Materials kaum riskierte. Der Verleger scheint sich des Umstandes bewußt zu sein; zu früheren Zeiten machte eine neue Bilguerauflage für längere Zeit hinaus neue Lehrbücher von Eröffnungsspielen überflüssig. Diesmal aber, im Prospekt über das auch von uns angekündigte Lehrbuch von Leidsmann und Wieses, gesteht der Verleger, „daß es angesichts der Anhäufung von neuem analytischen Material an modernen und guten Lehrbüchern für vorgezeichnete Spieler mangelt“. Er selbst scheint also seinen neuen Bilguer nicht für modern und gut zu halten. Wir entnehmen der Lieferung folgende zwar alte aber wunderschöne Partie:

Italienisch.

Meisterturnier von Hastings (England) 1895.

W. Steinitz f.

C. v. Bardeleben.

- 1. e2-e4 e7-e5
- 2. Sg1-f3 Sb8-c6
- 3. Lf1-c4 Lf8-c5!

Dies ist „Italienisch“ (3... Sf6 ist „Preussisch“).

- 4. c2-c3

Diese Untervariante heißt „Glucopiano“. (4. b4 ist „Evans-Gambit“; während alle anderen Fortsetzungen einfach „Italienisch“ heißen. Uebrigens bezeichnen manche 4. d4 als „Giuoco pianissimo“.)

- 4. ... Sg8-f6

Vorsichtig und gut ist: 4... De7; 5. d4, Lb6!; 6. 0-0, d6; 7. a4, a6! (Es drohte a4-a5) 8. Le3 und Schwarz kann mit La7 oder Lg4 oder Sf6 mindestens ausgleichen.

- 5. d2-d4 e5xd4
- 6. c3xd4 Le5-b4†
- 7. Sb1-c3

Ueblicher ist 7. Ld2, LxL7; 8. Sb xL, d5; 9. ed, Sxd5; 10. Db3. Der Bilguer enthält nun eine Lücke, indem er die stärkste Verteidigung, in 10... 0-0 (Alapin) bestehend, gar nicht erwähnt. z. B.: 11. LxS, Sa5; 12. Db5, e6; 13. LxT7, TxL; 14. Dg5, Dc7 zc. mit starkem Angriff für den geopferten Bauer.

- 7. ... d7-d5

Wohl am vorsichtigsten. Zu interessant, aber schwer übersehbar sind Beweidungen führt 7... Sxe4, worauf Steinitz 8. 0-0 empfiehlt. (Alapin behauptete, daß relativ am besten, wenn auch riskant, d4-d5! Angriff verschaffen kann.) Jedoch nach 8... SxS1; 9. bxc3, d5! (Alapin) hätte Weiß schwerlich einen Vorteil zu verzeichnen. Der neue Bilguer behauptet es zwar auf Grund von: 10. cxb4, dxc4; 11. b5!, Se7; 12. La3, Le6; 13. Te1, Sd5; 14. Se5, a6; 15. b6!, gibt aber nicht an, was eigentlich auf die einfache Entgegnung 15... Sxb6 gesehen soll.

- 8. e4xd5 Sf6xd5
- 9. 0-0
- Oder 2. Db3, Le6; 10. 0-0, SxS;
- 11. LxL, Se2† zc.
- 9. ... Le8-e6
- Veisjer 9. ... SxS (auch Sb6)
- 10. bxc3, Le7; 11. La4, 0-0 zc.
- 10. Lc1-g5! Lb4-e7
- 11. Lc4xd5 Le6xd5
- 12. Sc3xd5 Dd8xd5
- 13. Lg5xe7 Sc6xe7
- 14. Tf1-e1 f7-f6
- 15. Dd1-e2 Dd5-d7
- 16. Ta1-c1 c7-c6?
- Borzuziehen 16. ... Kf7; 17. Dc4†, Sd5.
- 17. d4-d5! e6xd5
- 18. Sf3-d4 Ke8-f7
- 19. Sd4-e6 Th8-c8
- 20. De2-g4 g7-g6
- 21. Se6-g5† Kf7-e8
- 22. Te1xe7! Ke8-f8
- 23. Te7-f7 Kf8-g8
- 24. Tf7-g7! Kg8-h8
- 25. Tg7xh7! Kh8-g8
- Dhne anzugeben, entfernte sich hier v. Bardeleben aus dem Turniertotal und ließ den Gegner sitzen, um die Partie angeblich nur durch Zeitüberschreitung zu verlieren. Steinitz ließ sich aber den wohl verdienten Schönheitspreis durch diese unhöfliche List nicht erheischen und kündigte hier folgendes Matt in 10 Zügen an.
- 26. Th7-g7† Kg8-h8
- 27. Dg4-h4†! Kh8xg7
- 28. Dh4-h7† Kg7-f8
- 29. Dh7-h8† Kf8-e7
- 30. Dh8-g7† Ke7-e8
- 31. Dg7-g8† Ke8-e7
- 32. Dg8-f7† Ke7-d8
- 33. Df7-f8† Dd7-e8
- 34. Sg5-f7† Kd8-d7
- 35. Df8-d6†